

Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(2. Fortsetzung.)

Ihre Stimme war wieder weich und voll Wärme geworden. Rainer stand bleich, schwer atmend am Fenster und drehte mechanisch die Spigen seines Schnurrbartes. Ihr Ton griff ihm seltsam ans Herz. Er glaubte seine längst verstorbenen Mutter sprechen zu hören und war ehrlich genug, sich einzugeben, daß sie mit jedem Worte im Recht war. Aber hinter Sephine Doll erhob sich ein weißes, feines Gesicht, von wohlblondem Haar umrahmt, zwei dunkle Augen leuchteten geheimnisvoll lodend, und Lajas schmale Ränderbänder erhoben sich bittend: „Berst nicht, was du mir bist! Denke, daß ich dein Wort habe — für heute und immer!“

„Nicht wahr, du siehst es ein, Rainer, und versprichst mir, diesen unsinnigen Plan aufzugeben?“ drängte die Baronin flehend.

Seine Brauen zogen sich finster zusammen. „Nein — ich kann nicht. Was ich beschloffen habe, führe ich noch jederzeit aus. Laß uns darüber nicht weiter reden, Tante Sephine.“

Sie setzte sich still an den Tisch zurück und schaute den Kopf in die Hand. Ihr Gesicht sah plötzlich uralte und verfallene aus.

„Dann — dann —“ begann sie endlich mühsam, „muß ich dich bitten, Dolleau wieder zu verlassen. Mein Haus soll nicht der Ausgangspunkt werden für solch eine — Erbarmlichkeit.“

Rainer zuckte zusammen, wandte sich aber augenblicklich zum Gehen. „Wie du wünschst. Meine Sachen sind noch nicht ausgepackt. Sei so freundlich und gib Auftrag, daß sie nach Hubertusruhe geschafft werden. Penéba lud mich heute ein, und ich schlug es nur ab, um bei euch — nun kann ich ja hinüberziehen. Du bist wohl so gut, den Onkel und Walter zu grüßen. Ich fühle mich momentan außer Stande, und —“ er trat zu ihr und reichte ihr flüchtig die Hand, seine Stimme klang gepreßt — „nun lebe wohl, Tante. Vielleicht wirst du in Zukunft doch einmal besser von mir denken, wenn du siehst, daß Sylviana trotz allem keineswegs unglücklich wurde.“

Sephine Doll wuschte schweigend die Thränen fort, die ihr über die Wangen rollten, und drückte stumm seine Hand.

In diesem Drud lag alles, was sie ihm noch zu sagen hatte: ihr Schmerz und ihre leidenschaftliche Bitte, umzulehren, ehe es zu spät war. Unten im Hofe traf Rainer mit Walter v. Sternberg zusammen.

„Wie — du willst schon wieder fort?“ fragte dieser erstaunt. „Und wie siehst du denn aus? Ist dir nicht wohl?“

„Doch. Ich habe keine Großeltern bereits begrüßt und muß nun nach Hubertusruhe. Ferry Penéba lud mich ein, sein Gast zu sein.“

Walter war sehr erstaunt. „Und ich hatte mich schon so sehr gefreut, daß du bei uns bleibst! Auch Großmama hat sicher darauf gerechnet.“

„Ein andermal, lieber Walter! Diesmal geht es nicht.“

Walter ging direkt zu seiner Großmutter. Es herrschte ein sehr herzliches, beinahe kameradschaftliches Verhältnis zwischen der Greisin und diesem jungen, rothbäckigen, gesundheitsfrohen Manne. Er war der Sohn ihrer jüngsten Tochter, welche starb, als Walter zwölf Jahre zählte. Dann kam er zu den Großeltern. Zwei Söhne und die Tochter waren ihnen gestorben, kurz darauf auch deren Mann. Walter war der einzige Enkel.

Aber er wurde nicht verzogen. So lange er ein Knabe war, hielt ihn die Großmutter sogar sehr streng, dann aber liebte sie ihn völlige Freiheit.

Er war sehr gut veranlagt, nur etwas bequem, und verlangte kein anderes Leben, als das in Dolleau bei den Großeltern. Sein einziger Fehler war eine große Unentschlossenheit in allen Dingen. Raum hatte er einen Entschluß gefaßt, so reute es ihn wieder, und er suchte nach einem neuen.

Dies that er im Großen und im Kleinen. Jahrelang hatte er darüber gequält, wozu er eigentlich am geeignetsten veranlagt war, und noch heute, nach zahllosen Versuchen, wußte er es nicht.

So bewirtschaftete er einstweilen Dolleau, obwohl er sich einredete, kein Geschäft dazu zu besitzen. Und doch war er ein vortrefflicher Landwirt.

Als er nun seine Großmutter mit verdrehten Augen so vergrämt und trotzig dastehen sah, wurde er sehr bestürzt.

„Mein Gott, was hat es denn nur gegeben, Großmama? Du hast ja gemeint! Und Rainer sah aus wie ein Schwermüder! Warum ist er fort? Ihr werdet euch doch nicht geganz haben?“

Die Baronin versuchte zu lächeln. „Ach nein. Wir sprachen nur von allerlei ersten Dingen. Du brauchst nicht weiter darüber zu erstaunen, lieber Walter. Sage mir lieber, was du heute getrieben hast?“

Dazu war er gleich bereit. „Die Kartoffeln sind glücklich im Keller. Wir hatten sehr gute Ernte dies Jahr. Wenn es uns nun noch mit der Schweizerlud glückt — ich denke, in ein paar Tagen wird es Ernst mit ihr — dann bin ich wirklich zufrieden. Freust du dich auch schon auf das Kälbchen unserer Schweizerin, Großmama?“

„Ja — gewiß.“

„Ich möchte, wenn sich die Zucht bewährt, nur Schweizerlud im Stall haben. Na, erst muß man abwarten.“

„Sage, Walter,“ die Baronin hob plötzlich den Kopf und blickte ihren Enkel fragend an, „warst du schon lange nicht in Mahrenberg?“

Sie fragte es in seltsamer Weise. Walter wurde blutroth. Wußte denn die Großmama, daß er Sylviana heimlich liebte? Er doch selber kaum im reinen mit sich war, ob es die wahre, echte Liebe sei.“

„Gestern war ich dort,“ antwortete er verlegen.

„Und wie geht es Sylviana?“

„Gut vermuthlich. Sie läßt sich ja so selten blicken, wenn Besuch kommt! Ich sah sie eine Woche lang nicht.“

„So, so. Und doch meine ich, solltest du dich etwas des Mädchens annehmen. Sie lebt so trostlos ein! Und wir sind doch ihre nächsten Nachbarn.“

„Mein Gott,“ pläzte Walter ungestüm heraus, „man kann wirklich nicht mehr wünschen, sie zu sehen, als ich es thue. Aber sie zieht sich ja stets zurück. Was soll ich denn thun?“

Die Baronin blickte ihn ernsthaft an. „Hast du sie lieb, Walter?“

Er antwortete ebenso: „Ja, Großmama — sehr! Ich glaube wenigstens,“ setzte er schon wieder unsicher hinzu.

Sephine Doll seufzte leicht auf. „In solchem Fall muß man ganz klar wissen, was man thun will,“ sagte sie langsam, „und dann darf man auch nicht zögern.“ Als Walter in grübelndem Schweigen versank, setzte sie aufstehend hinzu: „Ich glaube, Rainer v. Rieberg kam in bestimmter Absicht hierher. Er — er will plötzlich die alte Kinderfreundschaft mit Sylviana wieder erneuern. Es wäre sehr leicht möglich, daß ein so unerfahrenes Mädchen geblendet würde durch sein gewandtes Wesen und sein stattliches Aeußere.“

Damit ging sie aus dem Zimmer, ihren Enkel in großer Bestürzung zurücklassend.

Rainer wollte um Sylviana werben? Und Großmama wußte darum? War es das, was sie miteinander besprochen hatten? Aber das konnte doch gar nicht sein! Rainer sollte ja ganz verlobt sein! Rainer sollte ja ganz verlobt sein! Rainer sollte ja ganz verlobt sein! Rainer sollte ja ganz verlobt sein!

Dann packte Walter plötzlich eine große Angst. Das mit der Fürstin brauchte ja nicht wahr zu sein. Und wenn Rainer wirklich —? In diesem Moment glaubte Walter ganz deutlich zu fühlen, daß er Sylviana liebte und nie eine andere zur Frau haben wollte als sie.

Zum ersten Male im Leben verbrachte Walter v. Sternberg eine schlaflose Nacht. Zum ersten Male empfand er eine klare Entschlossenheit in sich, die kein Zweifel erschütterte.

4. Kapitel.

Es war schon dunkel, als Rainer bei Ferry Penéba eintrat. Dieser sah eben trüblich, seine Zigarre rauchend, am Kamin und dachte darüber nach, wie endlos langweilig das Leben sei in jenen Stunden, wo man nicht jagen konnte.

Er begrüßte Rainer mit ebensoviel Freude als Verwunderung. „Wie nett von dir, daß du heute noch herüberkommst! Ich war eben im Begriff, vor Langeweile zu sterben!“

Rainer war etwas verlegen. „Ich möchte dich bitten, mir nun doch noch deine Gastfreundschaft zu gewähren. Es — es hat unerwartet eine Verstimmung gegeben zwischen mir und Tante Sephine, so daß ich nicht auf Dolleau bleiben konnte.“

Penéba fragte nicht weiter, sondern stellte sich und sein Haus dem Gast mit so aufrichtiger Herzlichkeit zur Verfügung, daß Rainer erleichtert aufatmete. Aber es widerstrebte seiner ehrlichen Natur, aus dem Vorfall ein Geheimniß vor Penéba zu machen, da er doch dessen Gastfreundschaft ansprach.

„Ich will dir ganz im Vertrauen reinen Wein einschenken, lieber Penéba,“ sagte er, „natürlich muß die Sache unter uns bleiben.“

„Das versteht sich von selbst!“

„Also. Ich kam nach Dolleau, weil ich mich um Sylviana Mahrenberg bewerben will, und dies paßt Tante Sephine nicht. Darüber kamen wir ins Streiten, und deshalb mußte ich fort. Nun weißt du’s.“

Penéba ließ vor Schred die Zigarre fallen und sprang auf. „Rieberg, Mensch — du willst heiraten? Und gar dieses Monstrum von einer Mahrenberg? Bist du verrückt?“

„Durchaus nicht. Und bitte, sprich nicht in solchen Ausdrücken von Sylviana. Es ist gewiß nicht gerechtfertigt.“

„Na — du wirst ja selbst sehen! — Aber was fällt dir überhaupt ein? Wozu brauchst du zu heiraten? Gehst du mit ab? Warum um Gottes willen diese Tragödie — oder soll ich sagen Komödie aufführen wollen, die man Ehe nennt? Da müßte man ja geradezu dein Feind sein, wenn —“

„Willst du mir etwa deshalb auch die Gastfreundschaft kündigen?“ lachte Rainer gequält.

Penéba bejahte sich, setzte sich nieder und suchte auf dem Teppich seine noch glimmende Zigarre. „Nein — Gott bewahre, obwohl es vielleicht die beste Freundschaft wäre! Verzeih, daß ich mich so hineinsetze, aber weiß Gott, dabei kann man aus dem Gleichgewicht kommen! So ein Prachtmensch wie du und — heiraten! Na, bleibe nur sitzen, ich bin schon still. — Warum muß es denn gerade Sylviana sein?“ setzte er nach einer kleinen Pause hinzu.

„Weil ich — sie liebe.“

„Sehr verliebt klang das gerade nicht, aber Penéba war ein harmloser Mensch und achtete nicht weiter darauf. Er kam noch immer nicht aus seinem Erstaunen heraus. „Na — in Gottes Namen. Es giebt wirklich sonderbare Käuze auf dieser närrischen Welt. Da soll ich dich morgen wohl gleich auf den Anstand bringen.“

„Es wäre mir sehr lieb.“

„Aber ich sage dir gleich: dein Bild ist ich. Die Alte stimme ich dir günstig mit einem Duzend Rebhühnern, aber die Junge hab’ ich selber kaum zu Gesicht bekommen, da müßt du schon allein fertig werden.“

Dann brach er plötzlich in lautes Lachen aus. „Ach — der eingetragene Ehefeind, bin also vom Schicksal bestimmt, nun einen Kuppelbälz zu verdienen! Gieb’s etwas Tollerer?“

Der Eintritt des Dieners, welcher meldete, daß das Abendessen bereit sei, unterbrach die Unterhaltung, sehr zu Rainers Erleichterung.

Nach Tisch rauchten sie ihre Zigarren und spielten eine Partie Schach. Gegen zehn Uhr bat Rainer, sich zurückziehen zu dürfen. In seinem Zimmer schrieb er dann noch einen langen Brief an Aglaja, in dem er ihr alles mittheilte, was er erlebt und gehört hatte.

„Eines steht fest,“ schloß er, „in Bezug auf Sylviana Aeußeres hast du Dich getäuscht, liebe Laja! Wenn ich auch nicht glaube, daß Penébas Ausbruch Monstrum gerecht ist, so fürchte ich doch, es wird schwer werden, die Welt zu überzeugen, daß ich eine Liebesheirath’ schließe. Immerhin. Je schwerer das Opfer, desto größer das Verdienst — nicht wahr? Und ich bringe es ja dir, meine Laja! Das macht mich trotz alledem beinahe glücklich.“

Es war Mitternacht, als er sich zu Bett begab, und es wurde Morgen, ehe er Schlaf fand.

Dann träumte er von rothen Händen, struppigem, braunem Haar und einer vierschrötigen Landbomerangengestalt, die lächelnd knickte und höflich sagte: „Ja, ja, ich bin Sylviana, die du so schrecklich liebst!“

Punkt halb zwölf stand Rainer mit Penéba vor Mahrenberg.

„Ein bißchen verwahrlost ist der alte Kuppelbälz,“ sagte Penéba, auf das windstiefle, schadhafte Dach des Baues weisend und auf die Mauern, von welchen der Verputz größtentheils abgefallen war.

Rainer fuhr aus seinen Gedanken auf und blickte mißgestimmt um sich. „Es sieht sehr ungemüthlich aus. Auch der Garten gleicht einer Wüste. Alles verwildert.“

Ein alter Mann näherte sich mit verdrossener Miene.

„Das ist Gerpott, das Faktotum,“ erklärte Penéba und zog seine Karte heraus. „So, lieber Gerpott, melden Sie mich an. Und die Rebhühner hier tragen Sie einstweilen in die Küche.“

Der Alte blickte fragend auf Rainer.

„Ja so,“ murmelte der und zog hastig ebenfalls seine Karte, um sie dem Diener zu übergeben.

Während sie über den moosbewachsenen Kiesweg nach dem Hause schritten, sagte Penéba: „Man muß trotz all der Bettelwirthschaft fürchtbar förmlich sein in Mahrenberg. Die Alte verhält sich gegen dich, daß sie einem alten Geschlecht angehört und die Entlein einer wirklichen Prinzessin ist.“

Das Innere des Hauses entsprach dem Aeußeren. Es war spärlich möblirt mit altem, werthlosem Kram. Das Werthvolle hatte man im Laufe

der Jahre offenbar zu Geld gemacht. Nur die Auenbilder waren dageblieben und füllten die Wände der Halle. Sie nahmen sich recht traurig aus in dem sonst fast leeren Raum.

Es dauerte lange, ehe Malvinda v. Mahrenberg sich so weit in Staat geworfen hatte, um die Herren empfangen zu können. Als es endlich geschah, sah sich Rainer einer kleinen hagern Matrone gegenüber, aus deren pergamentartigem Gesicht sich zwei runde Vogelaugen halb neugierig, halb feindselig auf ihn richteten.

Er murmelte ein paar Phrasen, nahm den ihm angebotenen Platz ein und erkundigte sich nach Sylviana.

„Meine Entlein wird gleich erscheinen. Ich habe sie bereits verstanden lassen,“ antwortete die alte Dame und vertiefte sich gleich darauf in ein Gespräch über die Rebhühnerjagd mit ihrem Freunde Penéba.

Wirklich ging wenige Minuten später die Thür auf und Sylviana erschien. Rainer erschauerte. Sie sah einfach scheußlich ein. Ein altmodisches, verblühtes Gewand umschloß ihre Körper so kaltenreich, daß man beim besten Willen nicht sagen konnte, ob sie voll oder mager oder vielleicht gar verbacken war. Nur eines ließ sich erkennen, daß sie groß war.

Das einst blonde Haar war nun braun, lag glatt angebrüht an den Schläfen und war rückwärts in einen Knoten enggeflochtener Zöpfe zusammengeknüpft. Ueber der mächtig hohen Stirne schien es sich zwar eigensinnig kräusen zu wollen, war aber sichtlich mit Hilfe einer Pomade glatt niedergebürstet worden. Die Züge waren nicht übel, der Teint klar und frisch, auf den Wangen roth angehaucht. Ueber die Augen ließ sich nichts sagen, denn Sylviana hielt die Wimpern gesenkt, auch ihre Stimme war bei der Begrüßung so leise, daß Rainer nicht einmal wußte, welche Klangfarbe sie hatte.

Dann setzte sie sich neben ihn, hielt die Augen zu Boden gerichtet und schweig.

„Sie ist eine Gans,“ dachte er halb beunruhigt, halb verzweifelt, „nein, schlimmer als das — so wie sie da sitzt, ist sie wirklich ein Monstrum. Man sollte nicht glauben, daß es ein junges Mädchen ihresgleichen heute noch giebt.“

Penéba unterhielt sich sehr eifrig mit der Baronin Mahrenberg. So versuchte Rainer wohl oder übel auch mit Sylviana ins Gespräch zu kommen und fing von allerlei Dingen an, die sie vielleicht interessieren konnten. Aber ihre Antworten blieben einseitig. Erst als er von Föhrenhain begann, wo sie früher mit ihren Eltern gelebt hatte, ging eine Bewegung über ihre Züge.

„Föhrenhain,“ rief sie und ihre Stimme bekam plötzlich einen weichen, tiefen Klang, der an Geigenklänge erinnerte, „mein liebes Föhrenhain! Erzähle mir davon, Rainer. Wie siehst es jetzt aus? Kommst du öfter hin?“

„Ja. Grabens, denen es jetzt gehört, verbringen stets den Sommer dort. Alles ist noch, wie es war.“

„Wirklich? Auch die Eremitage hinten im Park mit dem Epheubaum und dem Klematisgewirr?“

„Alles. Nur dichter noch und unbedrucklicher ist das Gewirr geworden. Würde es dir Freude machen, es wieder einmal zu sehen, Sylviana?“

Da schlug sie plötzlich die Augen zu ihm auf, und nun prallte Rainer beinahe zurück vor Ueberraschung.

Diese herrlichen weichenfarbenen Augen von seltsamer Ausdrucksfähigkeit hatten etwas so Faszinirendes, daß man alles Groteske der übrigen Erscheinung darüber vergaß.

Jetzt stand brennende Sehnsucht darin zu lesen.

„Freude machen?“ wiederholte sie leise. „O nur einmal — nur ein einziges Mal noch im Leben! — Aber daran ist ja gar nicht zu denken,“ setzte sie traurig hinzu. Dann stand sie plötzlich auf. „Komm mit mir, ich möchte dir etwas zeigen!“

Rainer erhob sich. Er war froh, aus der ihm unheimlichen Nähe der Großmama fortzukommen, und dann interessirte ihn dieses Mädchen plötzlich.

Sylviana wandte sich an die alte Dame. „Ich will meinem Vetter den Garten zeigen,“ sagte sie flüchtig und eilte ihm voran hinaus.

Sie ging so rasch, daß er ihr kaum folgen konnte. Auch hinter dem Hause war alles verwahrlost und unschön. Ein paar Gemüsebeete, auf denen melancholisch Roth- und Krautstrünke in den nebligen Herbsttag starrten, dahinter ungepflegte Raupenfläden und verwilderte Baumgruppen. Ab und zu zeigte eine verwilderte Sandsteinfigur oder der Rest einer Taurshede, daß es einst Besitzer auf Mahrenberg gegeben hatte, die diesen kleinen Park mit Sorgfalt pflegten.

Sylviana eilte fast bis ans Ende des Gartens. Hier blieb sie plötzlich stehen, wandte sich zu Rainer und sagte, in einen Winkel weisend: „Da — ist es ähnlich?“

„Die Eremitage von Föhrenhain!“ rief er erstaunt. „Aber so ähnlich ist’s, wie sich zwei Dinge nur ähnlich sein können! Wer hat das gemacht?“

„Ich! Ich habe ja hier sonst nichts zu thun. Monatlang arbeitete ich daran, gleich nachdem ich herkam. Und wenn ich das nicht hätte — ich glaube, ich hätte es überhaupt nicht ausgehalten auf Mahrenberg!“

„So sehr gerne also warst du in Föhrenhain?“

Wieder schlug sie die Augen voll zu ihm auf. „Dort war ich glücklich. Dort hatte ich alles, die Eltern, Menschen, die mich lieb hatten, Theilnahme und —“

„Und hier?“

„Nichts. Niemand.“

„Hat dich deine Großmama denn nicht lieb?“

Sylviana senkte den Kopf. Etwas Trostloses breitete sich über ihre Züge. „Ich bin ihr nur eine unnütze Efferin, nichts weiter,“ murmelte sie. Dann plötzlich, im Ton tiefster Verzweiflung, fügte sie hinzu: „Das ist schrecklich, nicht wahr? Ich möchte sie lieb haben und ihr etwas sein, aber sie braucht mich nicht!“

Er blickte mittheilend auf sie nieder. „Armes Kind!“ murmelte er unwillkürlich.

Sylviana richtete sich auf und strich sich über die Schläfen. Niemand hätte sich mit jemand darüber reden können, aber du bist mir verwandt, mit dir war ich in glücklichen Zeiten auf Föhrenhain zusammen, du bist mir wie ein Bruder. Nicht wahr, du mißverstehst mich nicht, Rainer?“

„Gewiß nicht! Es freut mich, wenn du Vertrauen zu mir hast. Ich möchte öfter nach Mahrenberg kommen.“ Wie spielend ergriß er ihre Hand, die wohl kräftig und nicht sehr gepflegt, aber durchaus nicht mehr roth war wie in der Kinderzeit. „Wäre es dir lieb, wenn ich öfter käme?“

Sylviana wurde blutroth. Ob es ihr lieb war! In den ganzen sechs Jahren, die sie auf Mahrenberg weilte, war Rainer der Held ihrer heimlichen Träume gewesen, verknüpft mit den todtten Eltern, dem verlorenen Föhrenhain, der glücklichen Zeit ihres Lebens. Als sie heute seine Karte sah, war ihr zu Ruthe gewesen, wie wenn zu einem in dunkler Kerkerhaft Gehaltenen plötzlich ein Strahl des hellsten Sonnenlichts dränge.

„Ja,“ antwortete sie leise und befangen. Ihn anzusehen wagte sie nicht dabei. Seine blonde Redengefärbt erinnerte sie immer an den Helden Siegfried, und sie fürchtete, daß er etwas von dieser heimlichen Begeisterung in ihrem Blick lesen könnte.

Rainer ließ ihre Hände fallen. Wenn sie die Augen gefenkt hielt, dann sah er wieder nichts als die schreckliche Fessur und das monströse Gewand. „Du solltest dich anders frisiren, Sylviana,“ sagte er, „diese glatten Scheitel stehen dir nicht, und man trägt sie auch nicht.“

„Ach, es ist doch gleichgültig, wie ich aussehe!“

„Das darf ein Weib niemals sagen. Frauen lind wie Blumen, welche eine gütige Gottheit an dem grauen Weg des Lebens sprengen läßt, damit man sich an ihrem Anblick erfreue. Auch auf deine Toilette müßt du mehr achten. Hast du denn gar kein anderes Kleid? Ein — hübscheres, meine ich?“

„Hübscher? Nein. Sie sind alle wie dieses. Großmama taufte nichts Neues, sie besaß ganze Schränke voll von alten Kleidern aus ihrer Jugendzeit, daraus muß Monika dann immer etwas für mich zurechtbringen.“

„Unglaublich! Und kommst du denn nie mit anderen jungen Mädchen zusammen?“

„Selten. Jeden Herbst kommen Grabens zu Dolls für einige Tage, wenn sie zu den großen Jagden ihres Onkels nach Dobrinka reisen. Dann bin ich öfter mit ihnen zusammen, sonst mit niemand. Nur Walter v. Sternberg besucht uns oft und Penéba, wenn er gerade auf seinem Jagdschloßchen weilt.“

„Ich möchte doch, daß du auf dein Aeußeres etwas mehr Sorgfalt verwendest.“

„Aber wie denn? Großmama predigt immer die Nichtigkeit der äußeren Erscheinung und —“

„Nun, vielleicht läßt es sich mit der Zeit doch machen.“

Sie gingen ins Haus zurück. Penéba war schon im Aufbruch begriffen und konnte sich nicht denken, wo Rainer so lange blieb.

Raum waren sie außer Sicht von Mahrenberg, als Penéba sich lebhaft an den Freund wandte. „Nun — habe ich zu viel gesagt?“

„Nein — und doch auch — ja! Sylviana ist wie eine Pflanze, die im Keller wächst. Erst wenn sie an die Sonnenseite kommt, wird man wissen, was an ihr ist.“

„Und du bleibst dabei, sie an die Sonnenseite versetzen zu wollen?“

„Ja.“

Penéba sagte nichts weiter. Schweigend legten sie den Heimweg zurück.

Rainer hatte ein seltsames Gefühl nach diesem ersten Besuch in Mahrenberg. Einerseits fühlte er ahnend die Wärme des Lebens voraus, denn hier kam er ja mit seinen Absichten in einen reichen König zu einem blutarmen Bettlerkind, andererseits aber hatte er die fatale Empfindung eines Menschen, der die Last einer großen Verpflichtung auf sich nimmt und doch weiß, daß seine Mittel nicht ausreichen werden, sie zu bezahlen.

Außerlich konnte er Sylviana v. Mahrenberg unendlich viel geben. Aber innerlich? Wußte er, ob sie ihm da nicht tausendmal mehr bieten würde, als er erwidern konnte? Ja, als er wünschte und bedurfte? In dem Bild ihrer Augen lag eine Fülle von Gefühl, die ihn beunruhigte.

Und diese fatale Empfindung ließ ihn nicht mehr los. „Ich muß trachten, die Sache so rasch als möglich zur Entscheidung zu bringen und in dem unerfahrenen Kind keinerlei romantische Gefühle aufkommen zu lassen,“ dachte er. „Sie weiß nichts von Manne und feiner Liebe, dabei muß ich sie erhalten. Von allem Anfang an muß ich ihr die Ehe als Vernunftfache beibringen, dann wird es schon gehen. Schließlich ist es ein Glück, daß sie so unwillig ist in allen Dingen des Lebens.“

Damit trachtete er sich zu beruhigen.

(Fortsetzung folgt.)

Einen Menschen, der sich bei der Gestaltung seines Lebens nur von der Vernunft leiten läßt, nennt man einen Sonderling.

König Peter von Serbien soll für einige Tage verschwinden gewesen sein. Vielleicht hat er sich nach dem Wege über die Grenze erkundigt.

Den Straßenlärm in einem Phonographen aufzufangen, ist gewiß eine gute Idee. Dadurch wird der Großstädter, wenn er in die Sommerfrische geht, in die angenehme Lage versetzt, einen lieb gewordenen Genuß auch in der ländlichen Stille nicht entbehren zu müssen.

Selbst von denen, die noch viel zu lernen haben, kann man manches lernen.

Sogar die chinesische Post arbeitet mit einem Heberschuh. Ob es die amerikanische wohl auch noch einmal so weit bringen wird.

„Sie wünschen diese Wohnung?“ fragte der Hausverwalter. „Sie wissen jedenfalls, daß Kinder ausgeschlossen sind.“ — „Das ist in Ordnung. Wir haben nichts als einen mechanischen Klavierapparat, ein Gramophon und einen Papagei.“

Kleine Behauptung.



Die Kleinen sind doch sicher mit Ihnen verwandt, Fräulein Amalie? Gewiß, wir sind ja zusammen aufgewachsen